

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Wenzel

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 21

Sonntag, den 18. April 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. April: Apollonius. Montag, 19. April: Werner.
Dienstag, 20. April: Viktor. Mittwoch, 21. April: Anselm. Donner-
stag, 22. April: Soter und Cajetan. Freitag, 23. April: Georg. Samstag,
24. April: Fidelis.

2. Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 10, 11—16.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist und nicht an den Schafen interessiert ist. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden.

Ein altes ehrwürdiges Bild der Urkirche zeigt uns das heutige Evangelium, Jesus, den guten Hirten. Die Kirche legt die Worte: Ich bin der gute Hirt! dem Auferstandenen in den Mund. Gesprochen wurden sie vor Jesu Leiden, nach dem letzten Laubhüttenfest, als die Juden gegen den Heiland einen Kampf auf Leben und Tod begannen und er den jüdischen Priestern, die die Heilsbegierigen Israeliten von Jesus abwendig zu machen suchten, sich als den wahren, rechtmäßigen Hirten gegenüberstellte. „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Heute, sechzehn Tage nach Jesu Karfreitag, ist uns dieses Wort in Jesu Mund verständlich. Ja, Jesus hat die Wahrheit gesagt. Er hat als guter Hirt wirklich sein Leben für seine Schafe dahingegeben. Heute steht er vor uns im Glanze seiner Wundmale, zeigt uns wie Thomas die Male und sagt: Seht meine Hände und Füße. Sie tragen noch die Spuren vom Karfreitag. Ich bin euer guter Hirt. Ich gebe das Beste, das ich habe, für euch, damals am Karfreitag mein Leben, meine Ehre, meine Freiheit, und heute meine Gnade, mein Wohlwollen, meine Liebe, meinen Himmel, alles für euch. Das ist die Sprache Jesu, des guten Hirten, am heutigen Hirtensonntag.

Wenn wir die unterirdischen geheiligten Gänge der Katakomben durchwandern, begegnet uns als die populärste und als eine der ältesten Figuren der altchristlichen Kunst das Bild des guten Hirten. Der Gotthirt war den Urchristen die Lieblingsdarstellung des Heilandes, und die Andacht zum guten Hirten die Lieblingsandacht der Katakomben. Gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts erschien sogar eine im christlichen Altertum hochgeachtete Schrift unter dem Titel: Der Hirt (Pastor Hermas); eine Art Unterrichtsbuch für die Katakomben. Die meisten Erzählungen von Kunst und Handwerk aus dieser Zeit tragen das Bild des Gotthirten. Auf den Wänden der Katakomben, auf den Sarkophagen glüht es uns. Wie Tertullian berichtet, wurden die Abendmahlsfelche mit dem Bilde des Hirten verziert. Das Hirtenbild ist die älteste Darstellung des Heilandes. Er erscheint hier meistens als jugendlicher Hirt mit dem Lamm auf den Schultern, oft auch ohne Lamm und mit den Hirtenabzeichen Stab, Flöte und Hirtentasche.

Die Hirtendarstellung als Hirt mit dem Lamm auf den Schultern kam dem Gedankengang der Katakombenchristen entgegen. Die Kirche war verfolgt, wie ein wehrloses Lamm vom reißenden Wolfe in die Schlupfwinkel unter der Erde verscheucht. Aber Jesus, der gesagt hat, ich bin der gute Hirt, ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, er nimmt sich der verfolgten Lämmer und Schafe an, er verteidigt sie gegen den Wolf und führt die Herde auf sicheren Wegen zu ihrem Ziel. Das Bild des guten Hirten, das die Christen beim Eintritt in die unterirdische Gottesdienstwelt von der Apfels und den Decken herunter grüßte, war also eine stumme, aber doch berebte Aufmunterung, im Vertrauen und im Glauben an den allmächtigen Jesus zu verharrten, und die trostreiche Versicherung, daß die Tage der Verfolgung zu Ende gehen und der gute Hirt seine Herde auf immergrüne friedliche Weiden führen werde.

So möge er auch uns Trost und Hoffnung sein. Jesus ist der gute Hirt für die Gesamtkirche, für die Leitung der Kirche nach außen, für die großen Führungen in dem Völkerspiel der

Erde. Er führt und leitet die Kirche so, daß sich das Reich Gottes auf Erden Jahr um Jahr mehr und festigt, daß sie immer weiter dringt in die vom Christentum noch unberührten Missionsgebiete, daß, wenn auf der einen Seite ganze Völker und Stämme verloren gehen, auf der andern Seite Ersatz geschaffen wird. Jesus, der gute Hirt, leitet und lenkt den obersten Hirten der Kirche, seinen Stellvertreter in Rom, daß dieser zur richtigen Zeit die richtigen Mittel ergreift, um die Schäden der Kirche zu heilen, um das innere Leben der Kirche zu heben und den Seelen zu nützen — man denke hier an den Kommunionerlaß des vorigen Papstes. Und jetzt, wo das Angesicht der Erde erneuert wird, wo die Katastrophe des Weltkrieges auch der Kirche gewaltige Wunden schlägt und sie in große Gefahren bringt, da steht Jesus, der gute Hirt, auf der Wacht, er kennt die Seinen und weiß, wie er ihnen helfen kann. Er ordnet und leitet alles so, daß auch dieser Krieg nur dazu dient, die Pläne seiner Vorsehung zu fördern und sein Reich auf Erden zu mehren.

Das ist Jesu Hirtenforge im großen. Fast möchte es scheinen, als ob bei dieser Weltkirtenforge das Wohl und Wehe des einzelnen zurücktrete oder ganz unterginge. Aber es ist nur Schein. In Wirklichkeit geht Jesu die Sorge um das Wohl des Einzelnen so nahe wie die der Gesamtheit. Betrachte doch Jesu Lebensgang in den drei Jahren seiner Öffentlichkeit. Der gute Hirt Jesus Christus predigte nicht bloß den Massen, begnügte sich nicht damit, nur große Gesichtspunkte und Richtlinien zu geben. Nein, er beschäftigte sich auch mit Einzelfürsorge. Auf dem Wege durch Samaria trifft er an einem Brunnen eine Frau, die in der Unterredung mit ihm ihre Dergensgeheimnisse offenbart. Jesus führt sie zur Erkenntnis ihres sündhaften Lebens und zur Anbetung des Messias. Zachäus, der Zöllner, wird auf der Straße von Jesus angeredet und erhält die Zusicherung, daß sein Haus Gnade und Heil erfahren werde. Bei einem Gastmahl im Hause eines reichen Pharisäers erscheint eine tief gesunkene Frau, um dem Erlöser zu zeigen, daß sie mit ihrem sündhaften Leben abgeschlossen habe. Jesus sieht den guten Willen und die tiefe Reue der Sünderin, und Magdalena erhält Verzeihung und Vergebung. Ein Räuber und Mörder wird, als er neben Jesus am Kreuze hing, im letzten Augenblick von einem Strahl der Gnade getroffen, er erkennt sein lasterhaftes Leben und bittet den Erlöser um ein Gedenken bei Gott. Jesus erfüllt nicht nur seine Bitte, sondern sagt ihm den Himmel und die ewige Seligkeit zu. Nach der Ofterauferstehung verdoppelt Jesus geradezu seine Hirtenforge um den Einzelnen. Maria Magdalena, Petrus, die beiden Emmausjünger, Thomas, sie alle werden, jeder einzeln für sich, von Jesus belehrt, getröstet und für seine Interessen gewonnen.

Diese Einzeltätigkeit Jesu pflanzt sich bis heute fort. Denn Jesus ist Gott, und Gott ist unveränderlich. Was für ein weiterer klarer Blick öffnet sich damit dir, du arme geplagte Menschenseele. Ja, Jesus ist auch dir ein guter forgender Hirt. Er geht dir nach, und je weiter du von ihm und seiner Nähe bist, je wirrer das Dornesträuchel sich um dich schlingt, desto liebevoller nimmt sich der gute Hirt deiner an, gerade als ob du ganz allein auf der Welt und in Not und Leid wärest. Wanne also die Nutzlosigkeit aus deiner Nähe. Sie ist der Feind deiner Seele und der Feind Jesu. Jesus, der gute Hirt, ist der Freund der Mutigen und Tapferen und berer, die ihm ganz vertrauen.

Bps.

Des Kriegers Kind

„O Mütterchen, laß mich sterben,
Mir tut die Brust so weh;
Ach, Mütterchen mußt nicht weinen,
Wenn ich zu den Engeln geh!“

„Mir wachsen dann weiße Flügel,
So schüß ich den Vater mein
Und bring dir ihn wieder aus der Ferne —
Wie fröhlich mußt du dann sein!“ —

„Sag, siehst du nicht dort den Engel,
Der mir hold lächelnd winkt?
Sag, hörst du nicht das Liedchen,
Das er so herrlich singt?“ —

„Das Kind ist bald gestorben; —
Als selig stilles Glück
Sprach Hoffnung zur trauernden Mutter:
„Es bringt den Vater zurück!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des zweiten Sonntags nach Ostern.

Die sechs Wochen zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt müssen doch eine herrliche Zeit gewesen sein! Sowohl für den göttlichen Heiland wie für seine Jünger. Die Erinnerung an vergangene, schwere Tage stand verklärt zwischen ihnen. Wenn auch den Jüngern einmal der Gedanke an Stunden kommen wollte, die sie am liebsten aus ihrem Leben ausgestrichen hätten, so tat der Meister in himmlischer Herablassung doch alles, um das der Vergessenheit anheimzugeben, was er längst verziehen. O, es waren wonnenvolle Tage! Doch auch Tage der Gnade und der Arbeit! Eine Arbeit so ganz überirdisch und doch so voll Segens für die Welt. Der Auferstandene gab seinen Jüngern, seinen Aposteln die Anweisung für die Regierung der Kirche; gab ihnen das große, erbarmungsreiche Recht, Sünden zu vergeben, ließ ihnen die letzte Vorbereitung angedeihen für das apostolische Wirken, die dann in gnadenreichster Weise vervollständigt wurde durch die Herabkunft des heiligen Geistes.

Die Wechselgesänge des heutigen Sonntags erinnern an diese gnadenvollen Wochen, an die Geburtszeit des Christentums, wo die Apostel ausgerüstet wurden mit der „Kraft aus der Höhe“.

Der Introitus heißt: „Die Erde ist voll der Barmherzigkeit des Herrn, Alleluja. Durch des Herrn Wort sind die Himmel gefestigt; Alleluja, Alleluja! — Frohlocket, ihr Gerechten, im Herrn; den Redlichen ziemet Lobgesang. Die Erde usw.“ — Unter „Himmel“ sind hier die Apostel verstanden, deren Namen nach dem hl. Johannes auf den zwölf Toren des himmlischen Jerusalems geschrieben stehen. Eine wahrhaft überreiche Barmherzigkeit hat der Herr der Erde überwiesen, als er sie zum Apostelamt ausrüstete und besetzte; eine Barmherzigkeit, die der sündbeladenen Welt durch Menschenhand und Menschenwort Rettung aus Nacht und Not wurde. Darum sollen alle Gerechten frohlocken, denn durch der Apostel und ihrer Nachfolger Arbeit ist ihnen ja nur die Gerechtigkeit zuteil geworden. Und alle, die es redlich meinen, die des guten Willens sind, von der Ungerechtigkeit befreit zu werden, sollen Gott lobhingen, denn auch ihnen wird durch apostolische Arbeit Heil widerfahren; ja, gerade für sie sind die Apostel so reichlich ausgerüstet worden. Der Sünder kann in erster Linie ausrufen: „Die Erde ist voll der Barmherzigkeit des Herrn, Alleluja!“ So kann jeder aufjubeln in dieser frohen Osterzeit; der Gerechte, weil er durch des Priesters Hand neue Gnade erhält in den Sakramenten der Lebendigen; der Sünder, weil in den Sakramenten der Toten sich neues Leben in seine Seele ergießen kann und soll.

Wie die Ausrüstung der Apostel und ihrer Nachfolger geschah, zeigen die beiden Allelujaverse: „Alleluja, Alleluja! Die Jünger erkannten den Herrn Jesum am Brotbrechen. Alleluja! — Ich bin der gute Hirt und kenne meine Schafe, und die Meinigen kennen mich. Alleluja!“ — Die Grundlage für das gesamte apostolische Wirken bildet der unerschütterliche Glaube an den Auferstandenen. St. Paulus sagt ja selbst, daß ohne diesen Glauben all die christliche Predigt eitel wäre. Aber auch um all die Mühen des apostolischen Glaubens auf sich zu nehmen, mußte dieser Glaube fest in ihren Herzen wurzeln. Deshalb stärkte ihn der Herr in häufigen Erscheinungen. Gerade diese Erscheinung, wo der Heiland seinen Jüngern das Brot zur Speise selbst brach, mußte so glaubensstärkend sein! Sie ist eigentlich ein doppeltes Zeugnis. Durch die Art des Brotbrechens zeigte sich der Herr als der bekannte Meister — so hatte er immer die ärmliche Mahlzeit ihnen vorgelegt; durch das Brechen des materiellen Brotes aber erwies er sich als wirklich im Fleische wandelnd, als ein wahrhafter Leib, wenn auch verklärt. — Für diesen Herrn und Meister, der sich so in vielfachem Wunder als Gott erwiesen, wollten die Apostel freudig alles einsetzen. Aber wie sollen sie dies tun? Der Heiland stellt ihnen das hellleuchtendste Vorbild auf im Bilde des guten Hirten. Er kennt die Seinen, und die Seinen verstehen ihn. Beides setzt volle Hingabe ans Hirtenamt voraus. Diese Hingabe haben alle wahren und echten Apostel bewiesen, indem sie immer wieder hinsahen auf den obersten guten Hirten. Sie haben sie bewiesen, wenn die Schar reißender Wölfe auch noch so sehr drohte. Dann haben sie erst recht bewiesen, daß sie keine Mietlinge waren.

Wie sie diesen Kampf gegen die Wolfsnaturen grausamer und verschlagener Feinde ausfochten, wie sie darin sich verhielten, zeigt das Offertorium: „O Gott, mein Gott, frühe wache ich zu dir; in deinem Namen will ich aufheben meine Hände. Alleluja!“ — Wachsame Arbeiten und Gebet sind die Waffen der Apostel und aller apostolischen Männer. Ohne diese zwei Mittel hat kein Hirt in der Kirche Gottes etwas erreicht. Und die größten Hirten sind auch in der Wachsamkeit und im Gebete am größten gewesen. Ein sprechendes Beispiel hierfür ist der soeben heimgegangene Pius X. Wie stand er wachsam am Steuerruder. Wie schaute er scharfen Blicks nach den Klippen des tosenden Meeres aus! Wollte doch unter ihm die Irrlehre sich im gleißenden Gewande unter die Schafe seiner Herde einschleichen. Doch Pius sah hinter der Miene der Unschuld das lauernde Verderben und hielt es mit mächtigem Warnruf ab. Das Gebet! Er hat das Gebetsleben der Kirche wie kaum einer seiner Vorgänger gefördert. In seiner erhabensten Form, im Empfang der hl. Kommunion, hat er zu dessen eifrigster Pflege

immer und immer wieder aufgefordert. So konnte er am Schlusse seiner Tage ruhigen Herzens zum Herrn ausblicken und sagen: „O Gott, mein Gott, frühe wachte ich auf zu dir; und in deinem Namen hob ich auf meine Hände!“

In der Kommunion hören wir wieder die Worte: „Ich bin der gute Hirt und kenne meine Schafe, und die Meinigen kennen mich, Alleluja!“ — Diese Anfangsworte des heutigen Evangeliums haben hier bei dem Austeilen des Gnadenbrotes aber einen anderen Sinn, als im Allelujaverse. Die Kenntnis, die der Heiland von seinem Schäflein hat, ist so göttlich und fruchtbringend, weil sie nicht einfach Kenntnis bleibt, sondern volle Hingabe wird in der hl. Kommunion. Da teilt der gute Hirt gemäß seiner übernatürlichen Kenntnis gerade die Gnaden aus, die die Seele am meisten nötig hat. Der Heiland geht hinein ins Menschenherz, horcht auf des Herzens Schlag, regelt ihn, daß er nicht in der Versuchung, in der Leidenschaft zu schnell schlägt, sondern sich in gesunder Weise regt, nicht aussetzt; nicht stille steht. So ist er in unendlich höherem Sinne als der irdische Hirt der Hüter unserer Seele. „Andere Hirten füttern sich mit der Wolle ihrer Schafe, nähren sich von deren Fleisch und Milch; du aber, guter Hirt, bekleidest uns mit dem Kleide der heilmachenden Gnade, gewirkt aus deinen Verdiensten, nährst uns mit der Milch deiner heiligen Lehre und speist uns mit deinem Fleische und tränkest uns mit deinem Blute!“ So ist's beim einfachen Gläubigen, so auch beim Priester. Auch er empfängt vom obersten Hirten Kraft und Licht in täglicher Kommunion. Am Herzen seines Gottes wird auch er opferfreudig, da wird sein Herz stark, sein Auge scharf, seine Hand voll Segen. Mancher Priester würde unter der Last der Hirten Sorgen zusammenbrechen, wenn er nicht jeden Morgen zu dem Hirt treten dürfte, der „seine Jugend erfreut“, ihn in jugendlicher Frische erhält.

Sei, lieber Leser, besonders am heutigen Sonntage, daß des Priesters Arbeit gesegnet werde; seine Arbeit an den Seelen der Gerechten; vor allem aber jetzt in österlicher Zeit seine Arbeit an den Seelen der Sünder. Du bist dann selbst mittätig im Dienste des göttlichen, guten Hirten!

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Patriarch Joseph — der Nährvater des Herrn

(Zum Schutzfest am nächsten Mittwoch.)

Gehet zu Joseph! (1. Buch Moses, 41, 55.)

Die Verehrung des hl. Joseph ist in der Kirche verhältnismäßig spät lebendig geworden. Die feurige heilige Theresia kann als die erste große Verehrerin des Nährvaters Christi angesehen werden. Das letzte Glied in der Entwicklung seiner Verehrung bildet der Erlaß Pius X., der dem Schutzfest des Heiligen den Rang eines der höchsten Kirchenfeste, mit achttätiger Nachfeier, verlieh, so daß der eigentliche Festtag am 19. März, weil er in die ernste Fastenzeit fällt und eine so glänzende Feier nicht zuläßt, nach der Meinung des verstorbenen hl. Vaters hinter dem Schutzfeste zurücktritt.

Diese sich so langsam entwickelnde Verehrung eines Heiligen, der in der Heilsgeschichte neben dem Erlöser und seiner hl. Mutter steht, entspricht, obwohl sie auf den ersten Blick unverständlich scheint, ganz dem Charakter des auserwählten Mannes, der in stiller, unauffälliger Arbeit dem Herrn des Himmels und der Erde diente und dem kleinen Familienkreise vorstand, in dem sich die beiden heiligsten Personen der Welt bewegten.

Das Evangelium berichtet wenig vom hl. Joseph. Die Abstammung vom Könige David, die Verlobung mit der jungfräulichen Gottesmutter, die quälenden Zweifel im Anfange ihres Zusammenlebens, die Fahrt zur Volkszählung nach Bethlehern, die Rettung des Kindes und seiner Mutter nach Ägypten, die Rückkehr nach Nazareth, den Tempelgang mit dem Zwölfjährigen. Alle diese Ereignisse laufen zusammen in dem Vater- und Schutzherrn des Patriarchen. Vater — Gemahl! Diese Namen, die an sich schon soviel des Glückes und der Sorge, der Hohen und der Billigkeit in sich bergen, werden dem hl. Joseph von Jesus und Maria, den heiligsten aller Menschenkinder gegeben. Jesus, der wahre, allmächtige und große Gott; auch dann Gott, wenn er als Kind die Arme des Hilfesuchenden um des Heiligen Nacken schlang, nennt nur zwei Wesen Vater: den ewigen Schöpfer Himmels und der Erde, und den Zimmermann Joseph. Und diesen nennt er Vater mit dem ganzen Rechte, welches das jüdische Gesetz verlieh; und Joseph ist dem Kinde, dem Heilande der Welt alles, was ein leiblicher Vater seinem Kinde sein kann und soll — die Wohltat der leiblichen Abstammung ausgenommen. — Alles gibt er seinem Jesus, was ein Kind von seinem Vater verlangt; von der Stunde der Geburt bis zum Alter, wo der Mensch des Vaterarmes entbehren kann. Und alle diese Wohltaten bleiben unberührt von irgend einer menschlichen Leidenschaft; sind geweiht von einer übernatürlichen Liebe. All die Mühen, all die Befürchtungen, all die Freuden aber auch, die ein Vaterherz quälen und frohmachen, hat St. Joseph auf sich genommen und empfunden.

Und Maria, die demütigste, die reinste und edelste aller Frauen, nennt den Heiligen mit vollem Rechte Gemahl, Herr. Und Joseph ist für Maria all das an Trost, an Stärke, an Liebe, was sonst ein Mann für seine Gattin sein kann und soll. Aber auch hier ist alles unberührt vom leiblichen Sauche der Leidenschaft; alles veredelt vom Schimmer reinsten, stärkster Liebe!

Vater und Ernährer eines Gottes; Mann und Gebieter

einer Königin, der Gottesmutter! Beides in unbegrenzter Treue! Wir können es uns gar nicht anders denken! — Als Herodes, der Kindermörder, gestorben war, wurde Joseph aufgefordert, Ägypten wieder zu verlassen, nach Nazareth heimzukehren. Welch frohe Kunde! Doch wie wurde sie jäh zu quälender Sorge, als er hörte, daß statt des grausamen Vaters der Sohn Archelaus in Galiläa regiere. Erst, als er sich vergewissert, daß seinem heiligsten Schutlingen gar keine Gefahr mehr drohe, wagte er die heißersehnte Rückkehr in die traute Heimat. Wieviel treue Sorge liegt in diesem Bangen! Wie wirkt es ein hellleuchtendes Licht auf die ganze Lebensarbeit des hl. Joseph! In allem der treue, ängstlich treue Wächter, den der Herr über sein Haus gesetzt!

Zwei Eigenschaften, die Kennzeichen unwandelbarster Treue, hat auch die Treue des Patriarchen Joseph: sie ist so bescheiden und so sturmbewährt.

Gerade Treue, die im Stillen, im Schatten eines Höheren, sich betätigt, ist echt. Wie auf den farbenprächtigen Bildern unserer großen Künstler der Heilige meist sorgenden Auges im Hintergrund steht, so wird auch in den Berichten der Evangelien das treue Schutleramt des Heiligen als selbstverständlich vorausgesetzt. Er wird gerecht genannt — wohl vor Gott ein schwerwiegendes Lob! — aber der greise Simeon, die Prophetin Anna erhalten in den hl. Blättern eigentlich mehr Lob als St. Joseph. Was wir von ihm wissen, zeigt ihn immer in der Not der Trübsal. Sei's nun vor, oder bei oder nach der Geburt des Gottesohnes. Von den Zweifeln über seine hl. Braut bis zum kummervollen, breitfüßigen Suchen des Pflugesohnes, womit dann der Heilige ins Dunkel der Geschichte zurücktritt: immer Herzensangst, Lebensgefahr und Seelennot, und immer Treue, die keinen Schritt zur Seite tut!

Viele bewährte Treue in seiner Stellung zum Gottesohnen und zur Gottesmutter ist die Quelle aller Verehrung, alles Zutrauens, das die Christenheit dem hl. Joseph entgegenbringt. Neben der Gottesmutter steht er heute strahlend da! Desterreich verehrt ihn seit den Tagen Leopolds I. (1875) als besonderen Schutzpatron; Pius IX. hat ihn, den fürsorglichen Beschützer des Gründers der Kirche zum Schutzherrn der Kirche selbst bestellt. Im Monat März, wo der Benz die ersten Vieder und die ersten Blumen bringt, schwart sich das gläubige Volk um des Heiligen Altar. Es weiß, daß Gott den, der ihm im Leben auch in schwerster Stunde so nahegeblieben, auch im Himmel an seiner Seite haben muß. Es vertraut in kindlichem Glauben, daß St. Joseph, der im Leben gebot, auch jetzt viel vermag, sei es in Seelennot, sei es in Lebensgefahr. Es glaubt, daß der Glückliche, der in eines Gottes Armen, unter Marias Gebet sein Leben aushauchte, in des Todes verhängnisvoller Stunde, im letzten Kampf so gern und mächtig zum endlichen Siege verhilft.

Bleibe fest in diesem Vertrauen, christliches Volk! Beweise es so recht am Schutzfest deines mächtigen Patrons! Vertraue ihm deine und deiner Lieben Not im gläubigen Hoffen an! Gedenke auch des bedrängten Vaterlandes, daß St. Joseph ihm in schwerster Stunde nahe sei, ihm Sieg und frohen Frieden erflehe! Empfiehlt ihm vor allem die tapferen Kämpfer, die, wie er einer Familie vorstehen, daß sie gesund und froh heimkehren; die tapferen Helden, die seinen Namen tragen!

*

O Schuh und Bier und Buvorsicht der Kirche, die dich ehret;
O Gnadenschatz, o Tugendlicht für jeden, der's begehret:
Laß jung und alt, laß groß und klein in deine Treu befohlen sein!
O Joseph, alle Zeiten steh hilfreich uns zur Seiten!

P. S. B., O. F. M.

© Frühling

Skizze von Th. G.

Wieder zog der Frühling heran, um die Erde von den Fesseln des Winters zu befreien. Wie fand er alles so öde, so leer, so kalt, so tot — nirgends mehr einen Hauch von dem Leben, das er vor einem kurzen Jahr hier zurückgelassen. Die Erde lag so schwarz da, als hätte sie nie Reime getrieben, die Bäume waren so kahl und streckten ihre Zweige so steif in die Luft, als könnten sie ihren alten Freund nicht mehr, der seufzend seine entlaubten Vieblinge betrachtete. Aber dem Seufzer folgte ein Lächeln, denn er war sich seiner Macht bewußt und kannte das Zauberwort, das bald den Dorn lösen sollte, der seine Erde gefangen hielt. Wohin er seinen Blick richtete, wurde es warm, wehten lichte Lüfte, erschloß die erstorbene Erde ihren Schoß, und tausende und abertausende Reime sproßten hervor, eine Bürgschaft für künftige Blüten. Die kahlen Äste der Bäume bewegten sich im Winde, als trügen sie noch ungeduldig die Tyrannei des Winters und wollten, wie alle Welt, ihr bestes Feierkleid zu Ehren des Frühlings anlegen.

Dieser zog weiter und weiter, und Freude war, wohin er kam.

„Zu dir will ich auch, du schöne, freundliche Stadt, zwischen den Bergen“, sagte er, und als er kam, fand er schon alles in hoffender Erwartung. Vor seinem Atem schwand der letzte Schnee auf den Gipfeln der Berge, der Fluß brach mit jugendlicher Kraft die dünne Eisedecke und spielte die Schollen in großer Hast dem Weltmeere zu. Tal und Wiesen, Berg und Wälder bedeckten sich mit frischem Grün, und die Obstbäume bereiteten sich vor auf neue Blüten. Und die alte Ruine auf jener Höhe, das einstmal's stolze Schloß, — nein, das bedurfte des Frühlings nicht, da es Winter und Sommer sein immergrünes Eisenkleid trug — und doch schien es, als ob dies versteinerte Bild einer großen Vergangenheit weniger ernst, ja sogar heiter auf das fröhliche

Treiben unter sich herabsah; — oder bemitleidete es das kindliche Menschenherz, welches sich jedes Jahr wieder jubelnd der Hoffnung in die Arme stürzt, als wäre ein irdischer Frühling ewig und nicht nur kurze Tage? Die alte Ruine wußte, daß die fröhlichen Menschen sich täuschen, sie sah es, wie der flüchtige Frühling sich schon zum Fortziehen rüstete, sah von fern den heißen, launenhaften Sommer kommen, der dem Palenber nach bis zum Oktober bleiben sollte, meistens aber schon im August über alle Berge geht, weil er sich mit seinem Bruder, dem Herbst, nicht gut vertragen kann. Die alte Ruine wußte dies alles und sah im Geiste wieder Berg und Tal, Stadt und Fluß in Eis und Schnee gehüllt, und sie lächelte über die lachende Welt zu ihren Füßen, die dem Frühling traute.

Aber nicht bloß Menschen, Pflanzen, Bäume, Blüten und Blumen führen solch hoffnungsvoll glückliches Leben — auch die kleinen, besüßelten Musikanten, die Vögel, die im Gefolge des Frühlings, übers Meer gekommen waren, auch die jubeln in den blauen Himmel hinauf und durch die grünen Bäume dahin, als gäbe es für sie nur einen Frühling, der nicht genug genossen werden könnte. Doch kannten sie die schöne Stadt zwischen den Bergen mit dem klaren Fluß, der alten Ruine und den herrlichen Wäldern nur gar zu gut.

Als nun der erste Rausch vorüber war, da dachten die Vögel ans Nesterbauen, an den Ernst des Lebens, und suchte sich ein jedes seinen Gefährten und einen Baum zur einstweiligen Heimat.

Nähe am Berge, von Bäumen umgeben, stand ein kleines Haus, in dem stille Menschen lebten. Im Dachgeschoß war ein Stübchen, dessen Fenster hinausgebaut war, um dem Zimmer mehr Licht zu geben. Vor diesem Fenster saß an einem Frühlingsmorgen ein kleines Rotkehlchen, zwitschernd und singend. Als seine Töne unbeantwortet blieben, flatterte es ängstlich am Fenster empor und klopfte mit dem Schnabel an die Scheiben. Ermüdet ließ es sich endlich aufs Dach nieder und begann aufs neue sein klagendes Singen. Kurz nachher flatterte es wieder mit vorgestrecktem Hals gegen die Scheiben; Stunden vergingen, immer wieder war das Rotkehlchen da. Die Leute, die das Haus bewohnten und dem sonderbaren Spiel zusahen, öffneten endlich das Fenster. Als aber der kleine Vogel den leeren Raum vor sich sah, flog er traurig fort und setzte sich auf einen benachbarten Baum. Das Fenster wurde geschlossen, das Rotkehlchen kehrte zurück sang, flatterte, pickte an die Scheiben, bis die Nacht kam. Mit der Morgenröte erschien auch der kleine Vogel vorm Fenster. Man suchte ihn zu verjagen; vergebens, nach einem ängstlichen Flug um's Haus kehrte er wieder auf seinen Posten zurück. — War das Fenster geöffnet, flog er fort und wartete auf dem nächsten Baume, bis man es schloß. So ging es Wochen lang fort. All die kleinen, gefiederten Sänger hatten ein Nest gebaut, eine Heimat gefunden — unser einsames, klagendes Rotkehlchen suchte keinen Gefährten, es saß jetzt meistens stumm auf der großen Linde vorm Fenster, nur bisweilen sang es noch in trauernden Tönen und flatterte verzweiflungsvoll gegen die Scheiben. — Und was suchte es da? — Es hatte im Fenster sein eigenes Spiegelbild gesehen und das geglaubte Rotkehlchen hinter den Scheiben liebgekommen.

So verging ihm sein Frühling in der Sehnsucht nach einem Schatten, und als der Herbst kam, kehrte es mit krankem Herzen in sein Winterquartier zurück! — Das arme Rotkehlchen!

So wie es diesem armen Rotkehlchen ergangen ist, so ergieht es auch manchem Menschen; im Jagen nach einem wesenlosen Schatten — nach einem Wahn — verliert er seine Jugend, seine Kraft und sein fröhliches Herz! So verliert er die schönste Zeit seines Lebens — seinen Frühling!

Der Hasenfuß

Von Hanns Gisebert.

Nein, Anton Kollreut gehörte nicht zu den Tapferen, hatte nie zu ihnen gehört. Schon in der Kinderzeit, wenn die Jungen sich zu wilden Straßenkämpfen zusammenrotteten, hatte er sein Heil in der Flucht gesucht.

Die Mutter nahm den Hans Hasenfuß in Schutz, wenn die Kameraden ihn ob seiner Feigheit verhöhnten. Die Angst war dem armen Jungen angeboren; das machte, sie war zu früh mit ihm niedergekommen nach jener Nacht, in der zwei entlassene Gutsarbeiter ihrem Mann, dem Verwalter, aus Leben wollten und durch das Schlafstubensfenster nach ihm schossen.

Die Kugel hatte den Peter Kollreut nicht getroffen; aber der Brammwein hatte seinem Leben doch zu früh ein Ende gemacht. Die Wittfrau war mit dem damals vierzehnjährigen Jungen nach Stallupönen verzogen, wo niemand ihm seinen Schimpfnamen zurief, und hatte ihn was Rechtes lernen lassen. Während der Dienstzeit hatte Anton denn auch einen Teil seiner Angst verloren; wenn man mit so 'nem gefährlichen Ding, wie einem Gewehr, umgehen gelernt hat, bekommt man Achtung vor sich und Haltung.

Aber dann der Krieg, der Krieg!

Die Mutter hängte sich an ihn und weinte, und die Juskanka, was das schönste Mädchen von Stallupönen und Umgegend war, seufzte und schluchzte und hängte sich an seine andere Seite. Und alle beide beschworen ihn, sich von den schrecklichen Küssen, die die entsetzlichen Greuel verübten, nicht torschießen oder verflümmeln zu lassen, denn sie könnten ohns ihren lieben Anton nicht leben.

Dem armen Hasenfuß schlotterten die Knie; er versuchte, einen wilden Blick in seine treuherzigen braunen Augen zu

bringen und stolz und mutig auszuweichen, fühlte aber selbst den Mißerfolg und wurde noch kleinlauter, so oft er sich auch innerlich aufseuerte. Kann sich nichts nützen, Anton! Mußt Mut haben und Schneid, soagt Pan Leutnant.

Da suchte Anton Kolorit wie in der Jugendzeit so oft sein Seil in der Flucht. Obwohl sein Urlaub noch drei Tage gedauert hätte, machte er sich doch in der Frühe des hellen Sommermorgens, als die Dämme noch nicht erwacht waren und Mutter Kolorit noch hörbar schlummerte, auf und davon und schrieb aus Graubenz einen zärtlichen Brief an die gute Mite und die geliebte Julianka und vermachte ihnen alles, was er an Wert besaß und beschwor sein Mädchen, nicht unvermählt zu bleiben, wenn ihm ein ehrlicher Soldatentod beschieden sein sollte. Das Blatt war betaut von seinen Tränen und es war ihm, während er schrieb, einigemal gar nicht wohl gewesen. Denn er sah immer die Feuerschlünde und einen Haß von Bajonetten auf sich gerichtet und sah sich tot, aus vielen Wunden blutend, auf einer Bahre liegend und die geliebte Julianka daneben in Tränen zerfließen.

Aber Anton Kolorit wehrte sich tapfer gegen die Furcht, die ihm das Marz aus den Knochen zehren wollte. „Denk nicht dran, dumme Kollad! Tu deine Pflicht, hoab Mut und Schneid.“ Im Kreise der heiteren Kameraden war's ihm auch bald leichter; da wurden mit übermütigen Scherzen stündlich so viel Duzend Russen umgebracht, daß der Anton Mut schöpfte.

Zuerst war der Krieg auch nicht so schlimm. Weite Märsche, heiße Tage und kühle Nivvaks. Jubel in den von den Russen besetzten Ortschaften und Liebesgaben, viel Liebesgaben. . . . Später aber wurde es übel: Kälte, Kälte im Schlachtfeld. Wenn die Granaten rechts und links neben ihm explodierten, schlotterten dem Anton wieder die Knie und ihm wurde häufig gar nicht wohl. So oft er sich auch sein Sprüchlein sagte. Die Kameraden sahen wohl spöttisch auf den mit dem lächelnden Gesicht und den blauen Lippen, manch einer knurrte ihn auch an: „Gassenfuß!“

Da kam ein böser Tag. Eine Mine war kurz vor dem Graben explodiert und hatte ein paar Duzend Mann verschüttet, zugleich höllisches Granatfeuer und ein Sturm auf die Gräben. Die Stellung war nicht zu halten und der Rückzug ward kommandiert, zu Antons Befriedigung. Da trifft eine Kugel den Leutnant und wirft ihn zu Boden; er kann nicht weiter. „Laß mich liegen, Kolorit, ich bin ein verlorener Mann.“

Den Pan Leutnant liegen lassen, der ihn ausgebildet hat, der ihm immer eintrichterte: Mut mußt du haben und Schneid? Daß die Russen ihn zusammen trampeln oder ihre Lust mit Grausamkeiten an ihm haben? Nein, das ist nicht! Dem Anton steht das Gehorchen im Blut, aber den Pan Leutnant den Russen überlassen. . . .

Der Graben ist geräumt. Niemand mehr da als sein Leutnant und er. Und drüben in den Gräben geht's schon höllisch zu. Eile tut not.

Weit laufen kann er nicht, wenn er den Verwundeten auf dem Arm hat, und die Verfolger ihm auf den Fersen sind. Aber, bis zu dem Tannemäldchen da oben rechts vielleicht noch. Da sucht ihn keiner. . . . Und grad das Maschinenfeuer, das holte er. . . . War sich schab darum, wenn der Ruß finden tät! . . .

Noch sind sie nicht da, die Feinde. . . . Die Prussaken machen ihnen doch gehörig zu schaffen. . . . Wenn er jetzt könnte verbinden Wunden von Pan Leutnant. . . .

Was ist das? Von der Anhöhe aus sieht man eine Abteilung Russen sich durch die Schlucht schlängeln; offenbar wollen sie den Deutschen in den Rücken fallen. . . . Wie der Wind hat Kolorit das Maschinengewehr aufgestellt und gerichtet. Und bedient es mit flinken Fingern.

Sui, wie die Kugeln pfelken; die im Graben prallen zurück, die in der Schlucht fallen zusammen, wie gemäht; die Artillerie, die nachfolgt, bleibt wie versteinert stehen, vom eisernen Regen hundertfältig durchbohrt. Grausig sieht's aus, die Pferde vor der Karre, die Leute auf den Proklästen. . . . Scheußlich, scheußlich! Anton kann gar nicht daran denken, daß da so viel Lebenslichter ausgeblasen werden, sonst wüßte ihm wieder elend zumute. Und jetzt muß er zielen, richten. Lieber zu niedrig, als zu hoch, sagt Pan Leutnant. Ruhig Blut! sagt er; Mut und Schneid!

Endlich geben die Russen Ruhe; es folgen keine mehr. . . . Jetzt kann er Pan Leutnant verbinden, der sich ein wenig kräftiger fühlt, und mit müden, starren Augen das Blutbad sieht, das sein Getreuer angerichtet hat. Und als Anton sich im Schutze der Dunkelheit rückwärts schleicht, um Hilfe zu suchen, trifft er auf eine Patrouille; bald ist eine Bahre für den Verwundeten da, der Graben wird wieder besetzt und die Verschütteten ausgegraben. Und Anton Kolorit ist der Held des Tages, der Mann mit den furchtlosen Nerven und dem tapferen Herzen. Die Tagesmeldung lautet: Russischer Sturm blutig abgeschlagen. Anton aber schreibt nach Hause: Bin ich Unteroffizier geworden und hab ich Eisernes Kreuz bekommen, weil ich bei Pan Leutnant und Maschinengewehr geblieben bin. . . .

Läuterung der Deutschen durch den Krieg

Diese Frage behandelt Martin Piehr folgendermaßen:

Als der Krieg wie ein Gespenst am Horizont dahinkroch und sein glühender Atem die Luft unerträglich schwül machte, da rief das deutsche Volk: Entweder — oder! Aber nicht diese Ungewißheit! Und als der Krieg herrisch und mächtig ins Land kam und seine Fackeln warf, da war es wie ein Aufatmen, da war ein

Stürmen im Volk: Wohl auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd! Allen Blunder vergessen, jetzt gilt's die wahre Ehre, jetzt gilt's den wahren Ernst! Und jubelnd dröhnte der Ruf durch das deutsche Land, segte wie der Sturmwind den Taub vor sich her, riß die Menschen in die Höhe aus den Alltagsstraßen, riß die Besetzten aus dem Schmutz. Jetzt mußte die Wiedergeburt kommen! Und viele großen Geister dankten in tiefer Inbrunst — der eine dem ewigen Gott, der andere der göttlichen Vorsehung.

Und nun, da der Krieg schon über Monate die Völker regiert, wie steht's mit der Wiedergeburt? Ich bin durch die Straßen Berlins gegangen, habe hier und dort hineingeschaut, habe in Menschenaugen zu lesen versucht, der Menschen Worte gehört und beachtet. Auf den Straßen sah ich Menschen wie vor dem Scherzen und Lachen, „Dämchen“ flüchten und Händler schreien, in den Cafés hörte ich Musik und laute Menschen, Männer, die Affen der Außerlichkeit geworden, Augen, die allein nach dem Außern die Menschen werten, sah ich. Ich sah auch ernste Menschen mit ehrlichen Augen, sah Menschen, die heilig durchbrungen von des Vaterlandes Not, Menschen, die begeistert in den Kampf zogen. Das Bild hat sich immerhin im großen und ganzen doch sichtlich zu seinem Vorteil verändert. Der Aufrichtigen sind mehr geworden, und die Lüge und der Tand haben sich mehr versteckt und gehen zahlreich unter anderem Mantel spazieren. Aber werden sie immer unter dem anderen Mantel gehen? Werden sie nicht wieder in alter Frechheit offenkundig sich zeigen und sich breizen? Wie steht's mit der Auslandsaffäre? Ist sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet?

Es gibt wohl Augenblicke, in denen man an der Wiedergeburt völlig verzweifelt; Augenblicke, in denen man hinter Larven und Masken — „der großen Zeit“ angebahten Larven und Masken — den alten niedrigen Schmutz und Unrat sieht. Da richten sich viele Vergnügungsstätten nach der großen Zeit: sie hängen der Vergnügung die patriotische Toppe um, setzen ihr die patriotische Kappe auf — und sind im letzten Grund genommen, doch die alten.

Es ist meiner Meinung nach falsch, in dieser Zeit zu fordern, daß nur der Ernst regiert. Es ist töricht, zu glauben, daß das Temperament eines Menschen sich völlig umgestalten kann, ein zu Lust und Freude stark neigender Mensch sich ganz von ihr abwendet. Es sind schlechte Menschenkenner, die das verlangen. Es ist auch falsch, nur das die wahre Freude zu nennen, woran man selbst sich freut, die eigene Freude als die allein rechte und gute hinzustellen. — Es ist falsch, die Menschen nach solchen Sätzen zu beurteilen oder gar zu richten. Man kommt dem Menschen am nächsten und nutzt ihm am meisten, wenn man sich in ihn hineinsetzt, hineinversetzt, auch seine Art gelten läßt, so sehr sie auch der eigenen widerspricht und fremd ist. Leute, die ihre eigene Art für die einzig richtige halten und keine andere gelten lassen, nutzen wenig, stoßen aber um so mehr ab. Nein, die Art soll ruhig und die gleiche bleiben. Die Persönlichkeit soll bleiben. Aber der seelische Grund soll bei vielen anders werden. Zu dem kommt man aber nur auf dem Wege des Verstehens. Und dieser Weg kann nicht als Hagestolz gegangen werden.

Die Frage ist die, ob der Krieg diesen seelischen Grund ändern kann! Ich zweifle daran. Jeder Blick in die Menschen muß es heute lehren. Gewiß auch hier gibt es manchen, der anders ist wie die Masse und Lehren hört und verarbeitet, die an anderen vorbeigehen. Aber im ganzen ist nur die Religion fähig, den Menschen im Seelengrund zu erschüttern. Nur sie kann uns eine Läuterung der Volksseele bringen. Der große Christenglaube, der allen verzeiht, immer wieder verzeiht — nur dem nicht, der in Selbstbänkel und Selbstgerechtigkeit dahingeht — nur der kann läutern. Keine Sippe ist in dieser Zeit der wahren Wiedergeburt so gefährlich, wie die der Pharisäer. Aber wenn auch der Krieg allein nicht fähig ist, die Seelen so zu erschüttern, daß sie neu werden, er hat doch viele Kräfte aufgeweckt, die dazu helfen. Der Krieg ist ein gewaltiger Prediger; die Wucht seiner Predigt ist nicht zu über-treiben. Er ist der größte Lehrmeister der Religion. Aber nur dem wird er Wiedergeburt schaffen, der in ihm die Vaterhand Gottes findet und mit seiner Seele sich an Gott hängt.

So hat der Krieg uns ein riesiges Arbeitsfeld geschaffen. Er hat Gestein und harte Felsen weggestoßen, so daß das Land, das Ackerland, nun frei liegt; aber die letzte Arbeit zu tun, hat er dem Volke selbst gelassen. Wenn es stark ist in der Seele, dann wird es ihm danken und diesen Segen nutzen, uns ist es geblieben: Den Segen des Krieges zu nutzen, die Kräfte wach zu halten, die er aufgeweckt, die Predigt nicht im Augenblicksrausch vergehen zu lassen, wenn er, der große Lehrmeister, selbst vom Lehrstuhl herabgestiegen. Er, der Krieg, kann unser Volk nicht läutern. Er hat es aufgeweckt und von manchem Alp befreit. Suchen wir in Gott einen Helfer, um unsere schwere Pflicht zu tun!

Das „Religiöse Sonntagsblatt“

ist die schönste Feldbrief-Einlage an unsere tapferen Krieger. Man lege nie eine Nummer unbenutzt bei Seite.